

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 243.

Montag, 14. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das würde Witry selbstverständlich sehr freuen. Und er zweifelt nicht daran.

„Wenn Sie inzwischen Zeit haben, müssen Sie sich mal meine Sammlung genauer ansehen, Durchlaucht! Die ist sehenswert. Ich werde Ihnen die einzelnen Stücke erklären. Die fünftausendjährige Schnecke zum Beispiel —“

„Es wird mir ein Vergnügen sein“, erklärt Witry verzweifelt. „Tatsächlich. Ich fürchte nur, Sie werfen Ihre Perlen vor die Säue bei mir, Herr Doktor. Ich bin gar nicht aufnahmefähig im Augenblick.“

Hempton sieht seinen Besucher mit krausgezogener Nase skeptisch an. „Auch nicht für einen kleinen Absinth nach dem Kaffee? Sie schlafen dann vielleicht besser.“

Da der Prinz keinen Widerspruch erhebt, holt Hempton aus dem Schrank zwei Gläser und gießt ein. „Auf einen guten Erfolg!“ sagt Hempton und, als er das leere Glas wieder hinsetzt: „Ich nehme an, Sie werden Mr. Madenzie von Julianes Abreise unterrichtet haben? Es wäre doch ein beunruhigender Gesante, die junge Dame schutzlos in einem fremden Lande zu wissen.“

„Ich werde selbstverständlich nicht versehlen“, erklärt Witry bereitwillig. In Wirklichkeit hat er sofort nach Abfahrt des Schiffes gelabelt, und Hempton ist darüber auch nicht im Zweifel. „Mich wundert nur, wie Fräulein ter Steegen so rasch die Pässe bekommen hat.“

Für die Tochter des australischen Konsuls in Holland ist das doch nicht weiter schwer“, meint Hempton. „Sie ist, wie gesagt, sehr energisch und umsichtig.“

Natürlich hast du das gleich am Montag für sie erledigt! denkt Witry. Laut sagt er: „Gewiß . . . Hoffentlich läßt sie nach ihrer Ankunft bald von sich hören. — Auf Wiedersehen, Herr Doktor!“

Als der Prinz gegangen ist, läßt Hempton sich fernamtlich mit dem „Imperial“ in Ostende verbinden. Wartend geht er im Zimmer auf und ab, während Osterhuis das Kaffeegegeschirr abräumt. Dann kommt das Gespräch, und Hempton erfährt, daß Fräulein Discail mit dem Frühzug nach Antwerpen abgereist ist. In Ordnung . . . Er wird sie also am Nachmittag im Büro antreffen. Er wird ihr auf Grund der inzwischen eingezogenen Informationen einen ausführlichen Brief an seinen Vetter, den Konsul Hendrik ter Steegen in Haag, diktieren können.

Aber Ines kommt nicht . . . Als Hempton nächsten Tags nach dem Essen gegen vier Uhr wieder im Büro erscheint, bleibt er an Kerkhooves Pult stehen und sieht zu, wie der Bürovorsteher eine lange Reihe von Zahlen herunterrechnet, die zu einem verwickelten Übereignungsvertrag gehören. Kerkhoove tippt mit einem überaus spitzen Bleistift unmerklich die einzelnen Ziffern an und bewegt dabei leise die Lippen. Als er mit der Kolonne zu Ende ist, macht er sich eine winzige Notiz und sieht dann fragend zu seinem Chef auf.

„Sie sehen gar nicht wohl aus, Kerkhoove“, sagt Hempton. „Haben Sie Sorgen? Stimmt es zu Hause nicht? Oder sind Sie krank?“

„Danke, Herr Doktor — mir fehlt nichts! Zu Hause

ist auch alles wohl. Und Sorgen brauche ich mir doch nicht zu machen!“

„So? Na ja . . .“ Hempton reibt seine Nasenspitze. „Ist Fräulein Discail im Büro gewesen? Hat sie irgend etwas von sich hören lassen?“

„Nein.“

„hm . . .“

Kerkhoove starrt auf sein Tintenfaß, um das herum lauter Spritzer auf dem rotlackierten Pult glitzern. Grünviolette Kopiertinte. Sie sehen wie giftige Fliegen aus.

„Ich finde das eigentlich merkwürdig“, äußert Hempton beiläufig. „Man sollte vielleicht doch nach ihr sehen. Gehen Sie doch heute abend mal vorbei, Kerkhoove! Sie haben doch die Adresse?“

„Zawohl, Herr Doktor.“

„Na, und dann sagen Sie mir morgen früh, was los ist! Ob sie daheim war oder nicht. Vielleicht fehlt ihr irgendwas? Obwohl sie dann hätte anrufen können.“

„Zawohl, Herr Doktor.“

Hempton macht kehrt und geht, mit der Uhrkette spielend, langsam auf das Privatbüro zu. Auf halbem Wege bleibt er stehen. „Hat Fräulein ter Steegen das Duplikat des Schuldscheins über den Wagen mitgenommen?“

„Nein — das ist hier.“

„Geben Sie mal her! Ist ein Kabel aus Adelaide eingegangen?“

„Es liegt drinnen, Herr Doktor. Die Agentur stellt genaue Informationen für Anfang nächster Woche in Aussicht.“

Schön. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie zu mir! Wir wollen sehen, was noch erledigt werden muß. Wenn Fräulein Discail länger verhindert ist, müssen wir doch eine Aushilfe nehmen. Sonst überarbeiten Sie sich noch. Ich will das nicht.“

„Oh!“ macht Kerkhoove zaghast. „Ich —“

Aber Hempton ist schon hinter der Tür verschwunden. —

Es war zwischen sieben und acht Uhr abends, ehe Kerkhoove in der Pension de Bruyker anlangte. Fräulein Discail ist zu Hause, und er wird nach ihrem Zimmer gewiesen. Kerkhoove ist noch niemals hier gewesen. Sein Herz klopft ungestüm, als er vorsichtig und mit angehaltenem Atem an die Tür pocht. Durch die Milchglascheiben dringt spärlicher Lichtschein. Man hört kleine, verhaltene Geräusche. Warten draußen und drinnen . . . Dann klopft Kerkhoove nochmals. Endlich antwortet jemand mit belegter Stimme, und Kerkhoove öffnet behutsam.

Ines lauert auf dem Sofa, sieht angstvoll und abweisend auf den Eintretenden. Das Haar hängt ihr zerwühlt ums Gesicht. „Ach — Sie sind es, Kerkhoove?“

Kerkhoove tritt in den Schein der Lampe, die auf dem Tisch steht, neben einer Tasse und einem zerknüllten Taschentuch.

Ines greift danach und steckt es in den Schlafrock, den sie fröstelnd zusammenzieht. „Sehen Sie sich doch bitte!“

Er setzt sich auf den Stuhl neben dem Sofa und

blickt das Mädchen an. Dann räuspert er sich und sagt mit unsicherer Stimme: „Sie haben geweint, Fräulein Ines? Fehlt Ihnen was? Ich bin deshalb hergekommen. Das heißt: Der Doktor schickt mich. Er fürchtete, es könnte Ihnen etwas zugestoßen sein, weil Sie so gar nichts von sich hören ließen.“

Ines starrt mit stumpfen Blicken ins Lampenlicht.

„Ja?“ fragt sie sinnlos — nur, um etwas zu sagen.

Kerkhoove muß auf die Hand sehen, die auf dem buntblumigen Kissen unruhig hin und her fährt. Ihr Gesicht ist im Schatten. „Ist Ihnen etwas zugestoßen, Fräulein Ines?“

„Ich hatte doch Urlaub für diese Woche!“ stößt sie trotzig heraus. „Das weiß der Chef doch!“

Etwas sanfter sagt sie dann: „Ich wäre natürlich gekommen, aber ich konnte nicht. Es ist — es ist —“

„Was?“ fragt Kerkhoove leise; seine Stimme ist voll zarter Schonung.

„Fürchtbar!“ Sie reißt das Taschentuch heraus, preßt das Gesicht darauf und weint hemmungslos.

Kerkhooves Hände, die den altmodischen Hut halten, beginnen zu zittern. Er wagt keine Bewegung, kaum einen Atemzug. Als Ines endlich das Taschentuch vom Gesicht nimmt, fragt er tonlos: „Kann ich Ihnen helfen?“

Aber sie schüttelt den Kopf.

„Warum nicht? Können Sie mir nicht wenigstens etwas sagen? Es ist doch dann zuweilen nicht mehr so schlimm, Fräulein Ines. Ist es Geld? Oder ist es —“

„Geld? Ja . . . Viel Geld, Kerkhoove — für Sie und mich und unseresgleichen! Betrug, Unterschlagung — ja wohl! Unterschlagung . . . Da sehen Sie, daß nichts zu machen ist! Wenn ich wenigstens die Adresse wüßte!“

„Welche Adresse?“ Kerkhoove muß schlucken, bis er es herausbringt. „Und wieso denn Unterschlagung, Fräulein Ines? Das ist doch gar nicht möglich . . .“

„Gar nicht möglich? Der Chef hat mir tausend Franken gegeben — für einen bestimmten Zweck. Und die hab' ich im Kasino an einem Abend verspielt!“

„In Ostende?“ fragt Kerkhoove in törichter Verwirrung. „Sie allein?“

„Ich allein. Ja . . . Und ist noch längst nicht alles.“

„Wieviel denn?“

„Dreitausend . . .“

„Großer Gott! Aber wo hatten Sie das Geld her?“

„Das gehörte schließlich mir. Als die Fünfhundert weg waren, wollte ich versuchen, sie wieder herauszuholen. Ich war ganz außer mir. Da hab' ich die Perlenkette verpfändet. Sie ist zwölftausend Franken wert. Zwölftausend Franken, Kerkhoove! Und wenn ich dem Mann das Geld nicht wiedergebe, ist sie auch noch weg. Ich könnte irrsinnig werden!“

„Wem gehörte denn die Kette?“ fragt Kerkhoove schwütern. Ines Discail, vertraut im Rahmen des Büros, ist schmerzhaft entrückt durch den Nimbus solcher Summen, durch den Spielsaal, durch die Leidenschaft, durch die unbegreifliche Schuld und vor allem durch diese Perlenkette.

„Bitry hat sie mir geschenkt“, erklärt Ines mit schonungsloser Offenheit.

„Prinz Bitry — Ihnen geschenkt?“ Kerkhooves Gesicht wird fahl. Mit leeren Augen starrt er vor sich hin. —

„Ja — Sie hören es doch! Es war weiter gar nichts dabei. Ich bin doch — noch verlobt . . . Das wissen Sie ja! Das ist es nicht!“

Kerkhoove schweigt. Unfaßbar ist ihm das alles.

„Ich muß seine Adresse haben! Er ist wieder in Antwerpen — er muß mir das Geld für die Pfandleihe geben. Ich kann doch die Perlen nicht verlieren — ich kann es nicht! Und ich muß dem Chef das Geld wiedergeben! Eher komme ich nicht ins Büro. Sie

müssen mir die Adresse verschaffen, Kerkhoove! Hemptin hat sie sicher!“ Ihre verweinten Augen sind fordernd auf ihn gerichtet.

„Ich?“ murmelt Kerkhoove fassungslos.

„Warum denn nicht? Sie sind ja fürchtbar gewissenhaft. Ich weiß es. Aber warum sollten Sie das nicht für mich tun? Sonst tut es mir direkt leid, Ihnen überhaupt etwas gesagt zu haben.“

„Ich tue alles für Sie“, sagt Kerkhoove leise. „Aber das ist nicht gut für Sie — das ist ein Unglück. Glauben Sie mir!“

Ines errötet jäh und blickt den gebeugten Mann böse an. „Darum handelt es sich nicht. Das geht niemanden etwas an. Es liegt auch gar kein Grund vor, tragisch zu werden — in dieser Beziehung. Es bleibt mir eben nichts anderes übrig.“

Kerkhoove sitzt mit gesenktem Kopf und scheint nachzudenken. Man hört unten im Haus das Telephon schrillen. Plötzlich hebt er das Gesicht. Es ist von einem innerlichen Entschluß feierlich verklärt. „Ich kann verstehen, daß Sie es dem Doktor nicht sagen mögen, Fräulein Ines. Das mit den tausend Franken . . .“

Wegen der Perlenkette — nun — es wäre nicht so schlimm —

„Nicht so schlimm —? Ich werde nie wieder eine bekommen! Gar nicht um Bitrys willen — nein! Aber ich will sie nicht einbüßen! Ich hatte den Verstand verloren. Wissen Sie, was zwölftausend Franken bedeuten?“

„Vielleicht nicht. Ich habe nie so viel gehabt. Aber — ja: dreitausend etwa habe ich. Ich werde Sie Ihnen geben, Fräulein Ines. Wenn Sie so an der Kette hängen . . .“

Überrascht blickt Ines in die farblosen Augen ihr gegenüber, die groß und strahlend geworden sind. Irgendwie an einer unberührten Stelle der Seele spürt sie auch das schmerzliche Lächeln, in das sein Mund die wortlose Bitte kleidet. Ist dies nicht der Mann, der 15 Centimes für Streichhölzer in sein Notizbuch einträgt und sein Frühstückspapier immer zweimal benutzt? „Kerkhoove!“ Näher rüddend, legt sie sanft die Hand auf seine Schulter. „Das wollen Sie? Aber das kann ich doch nicht annehmen!“

„Doch — doch! Sie müssen einfach — gleich morgen!“ In der Begeisterung seines hohen Glückes sind alle Furchen weggewischt aus dem grauen, zerbühten Gesicht. Es ist geradezu schön in seinem inneren Licht. „Das ist das einzige Richtige. Von mir können Sie das ruhig nehmen! Sie werden mir die Adresse des Pfandleihers geben — ich werde ihm schreiben — sofort . . .“

Schritte kommen den Gang herauf; es klopft. Das Mädchen steckt den Kopf zur Tür herein: „Sie werden gewünscht, Fräulein Discail! Prinz von Bitry!“

Ines erhebt sich; ihr Gesichtsausdruck verändert sich im Augenblick. Ohne Kerkhoove anzusehen, sagt sie schnell: „Na — endlich! Dann ist es nicht mehr nötig, Kerkhoove! Ich danke Ihnen vielmals. Entschuldigen Sie mich beim Chef! Ich komme morgen wieder ins Büro.“

Kerkhoove ist auch aufgestanden. Den Hut in der müden, herabhängenden Hand, fragt er: „Da kann ich mich wohl gleich verabschieden?“

„Warten Sie doch! Ich bin gleich wieder da!“

„Nein . . .“ Er schüttelt leise den Kopf. „Danke!“ Sein Gesicht ist unbewegt, fahl wieder und grau, wie immer. „Ich muß auch nach Hause . . .“

„Na, wie Sie wollen!“ sagt Ines vom Waschtisch her, wo sie sich flink mit der Puderquaste über das Gesicht fährt. „Auf Wiedersehen!“ Damit ist sie zur Tür hinaus.

Er hört auf dem Gang ihren raschen, erwartungsvollen Schritt verklingen und tritt langsam hinterher. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Regenschirm.

Von Luigi Pirandello.

„Auch die Schiffchen, auch die Schiffchen!“ wiederholte Mimi immer wieder und versuchte, der Mutter ins Gesicht zu schauen. Sie gingen Hand in Hand unter einem Schirm, während auf der anderen Seite Dinuccia, die ältere Schwester, ernst und artig wie eine Erwachsene einherschritt, indem sie mit beiden Händen einen anderen Schirm trug, einen alten, durchlöchernten Schirm, den nach dem Einkauf eines neuen Schirmes das Dienstmädchen bekommen sollte.

„Auch den Schirm,“ plauderte Mimi weiter, „zwei Schirme, zwei Mäntel, vier Schiffchen!“

„Ja, mein Herz, die Schiffchen und alles, gehen wir nur!“ mahnte die ungeduldige Mutter. Im lebhaften Gedränge der vielen Leute, die trotz des unaufhörlich niederfallenden Regens sich auf dem Gehsteig hinschoben, wollte sie rasch vorwärtskommen.

„Komm, Mimi... So, da sind wir!“

Das Kind sah mit offenem Munde auf die großen, im Licht erstrahlenden Schaufenster am Anfang der Via Nazionale. Von der Mutter an der Hand gezogen, trat es in das Geschäft, wobei es nochmals wiederholte:

„Die Schiffchen! Erst die Schiffchen!“

„Ja... Aber jetzt still!“ sagte ihr die Mutter, der ein Angestellter entgegengekommen war. „Schiff... Siehst du, jetzt sage es auch ich! Ich möchte zwei Paar...“

„Schiffchen!“

„Geh doch! Galoschen für die Kinder. Meine Kleine nennt sie Schiffchen. Eigentlich könnte man sie so nennen, um nicht dieses häßliche Fremdwort zu gebrauchen.“

„Überschuhe!“ meinte trocken der Verkäufer und zog mit überlegener Miene die Brauen hoch.

„Schiffchen wäre ein netterer Ausdruck...“

„Erst mir, erst mir!“ schrie Mimi, indem sie auf das Sofa kletterte und die Beinchen baumeln ließ.

„Mimi!“ schalt die Mutter und sah sie streng an. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich. Sie beachtete nicht Mimis Freude, der der Verkäufer das erste Schiffchen bereits anprobiert hatte. Gleich wollte sie vom Sofa hinunterrutschen und gehen, ohne auf das zweite zu warten.

„Sei brav, Mimi! Sonst gehst du nach Hause! Es ist ja zu breit, siehst du nicht? Hier!“

Der Verkäufer wollte, ehe er ein kleineres Paar holte, dem älteren Kinde die Schuhe anprobieren; aber Dinuccia zeigte auf das Schwesterchen: „Erst ihr...“

„Das bleibt sich doch gleich, du dummes Ding!“ schrie die Mutter sie an, nahm sie unter den Achseln und setzte sie auf das Sofa. Um Mimi zu beruhigen, sagte sie dem Verkäufer, sie würde der größeren selbst in die Schuhe helfen; er könne inzwischen die anderen Schuhe für die Kleine holen.

Als Dinuccia die Schuhe anhatte, blieb sie auf dem Sofa sitzen. Aber Mimi rutschte rasch herunter, schlug in die Hände und begann zu springen, sich zu drehen und ein Freudengeschrei zu erheben; abwechselnd hob sie die Füße, um sie zu betrachten. Vom Sofa aus sah Dinuccia still lächelnd zu. Sie wurde wieder ernst, als sie die Mutter ausrufen hörte: „Vierzig Lire? Zwanzig das Paar?“

„Amerikanisches Fabrikat, gnädige Frau! Unvergleichlich! Man kann sie in der Faust zusammendrücken, bitte!“

„Schon, schon, aber zwanzig Lire für einen so kleinen Fuß!“

„Nur zwei Preise, gnädige Frau: für die kleinen Nummern zwanzig, für die großen fünfunddreißig Lire. Sie werden doch einsehen, ein klein wenig kürzer oder länger... Die Hauptsache ist ja die Arbeit.“

„Das hätte ich nicht erwartet,“ meinte die Mutter kleinlaut. „Ich hatte mit zwanzig Lire für beide Paare gerechnet.“

„Sagen Sie doch das nicht!“ protestierte der Verkäufer beinahe entrüstet.

„Sehen Sie,“ versuchte sie ihn zu beeinflussen, „ich müßte noch zwei Lodenmäntel für die Kinder kaufen und zwei Regenschirme...“

„Wir haben alles!“

„Ich weiß. Deswegen bin ich ja hergekommen. Lassen Sie mir doch etwas nach!“

Der Verkäufer hob unerbittlich die Hände:

„Feste Preise, gnädige Frau. Entweder kaufen oder bleiben lassen...“

Die Mutter warf ihm einen finsternen Blick zu. Sie hatte damit gerechnet, im ganzen hundertzwanzig Lire auszugeben: mehr konnte sie nicht.

„Zeigen Sie mir die Lodenmäntel...“ sagte sie. „Wieviel kosten sie?“

„Bitte, wollen Sie sich herbemühen.“

„Dinuccia! Mimi!“ rief die Mutter ärgerlich. „Brav sein, Mimi, sonst ziehe ich dir die Galoschen wieder aus! Komm her... Laß mich sehen! Sind sie dir nicht zu groß?“

Sie hätte sie ihr gerne ausgezogen und versucht, in einem anderen Geschäft vielleicht billigere zu bekommen. Den Verkäufer hätte sie ohrfeigen mögen.

„Groß? Nein, schön! So schön!“ rief Mimi, sich widerlegend. „Laß mich ansehen!“

„Nein, schön! So schön!“ Und sie lief davon. Und sie blähte die Backen auf, hob die Arme und trippelte umher, als stünde sie mitten im Wasser und lief dank den Schiffchen keine Gefahr.

Der Verkäufer würdigte sie schließlich doch eines Lächelns. Hätte er es nur nicht getan! Als die Mutter ihn herablassend lächeln sah, fühlte sie, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg. Sie dachte daran, daß sie nur hundertfünfunddreißig Lire im Täschchen hatte. Die Lodenmäntel, jeder vierzig Lire, die zwei Paar Überschuhe vierzig; da blieben ihr nur mehr fünfzehn Lire, zu wenig für zwei Schirme: Höchstens einen würde sie kaufen können, noch dazu schlechter Qualität.

Als die Kinder erfuhren, daß man nur einen Schirm kaufen konnte, begann der Streit. Dinuccia behauptete mit Recht, daß ihr einer gebühre, weil sie die größere sei; aber Mimi wollte nichts davon wissen, da auch ihr ein Schirm versprochen worden war. Vergeblich wiederholte die Mutter, um Ruhe zu schaffen, immer wieder, daß der Schirm weder der einen, noch der anderen, sondern beiden gemeinsam gehören würde, da sie ja zusammen in die Schule gingen.

„Aber ich werde ihn tragen!“ rief Mimi.

„Nein, ich!“ widersprach Dinuccia.

„Erst die eine, dann die andere!“ entschied die Mutter und, zu Mimi gewendet: „Du kannst ihn ja gar nicht tragen!“

„Ja, kann ich tragen!“

„Er ist doch größer als du! Sieh her!“ Um es ihr zu beweisen, stellte die Mutter den Schirm neben sie. Mimi drückte ihn gleich mit beiden Händen an sich. Dies schien Dinuccia ein Übergriff, und sie streckte die Hände aus, um ihn ihr zu entreißen.

„Schämt euch!“ schalt die Mutter. „Ein schönes Bild! Brave Kinder! Her den Schirm! Keine von euch wird ihn haben!“

Es regnete die ganze Nacht und es regnete beinahe ununterbrochen volle sechs Tage.

Mimis erster Gedanke, als sie am nächsten Morgen erwachte, galt dem Regenschirm, den Schiffchen und dem neuen Mantel.

Den Schirm hatte sie am Abend neben sich ins Bett gelegt und nun griff sie sofort danach. Sie sprang aus dem Bett, um die Schiffchen und den Mantel zu holen. Es regnete, welche Freude! Sie würde mit allem Nötigen versehen in die Schule gehen, die Schiffchen an den Füßen, den Mantel angezogen, den Regenschirm in der Hand, aufgespannt, durch den Regen durch!

Nicht? Heute ging man nicht in die Schule? Warum nicht? Dinuccia war trant? Wie schade! Es regnete so schön...

Mimi blieb einige Zeit hinter den Scheiben des Fensters, um das schöne, strömende, rauschende Wasser zu betrachten; dann stellte sie sich vor den Spiegel, zog den Lodenmantel und die Schiffchen an, stülpte die Kapuze über den Kopf bis zu den Augenbrauen herab, öffnete mit großer Mühe den Regenschirm und betrachtete sich glücklich im Spiegel, mit zusammengezogenen Schultern, die Füße eng aneinandergebrückt, lachend und von kalten Schauern durchrieselt, die der eingebildete Regen verursachte.

Durch fünf Tage hielt Mimi jeden Morgen diese Probe vor dem Spiegel ab. Und nachdem sie sich eine Stunde lang in verschiedenen Stellungen betrachtet hatte, zog sie den Mantel und die Schiffchen aus und versteckte den Schirm in einen Winkel, den nur sie kannte. Der Schirm gehörte nunmehr ihr, ganz ihr, nur ihr, und nie würde sie ihn hergeben, nicht einmal der Mama! Wie schade, daß der viele Regen so nutzlos verloren ging...

Am Abend des sechsten Tages brachte das Dienstmädchen Mimi in die Nachbarwohnung, in der zwei alte Frauen wohnten, die mit der Mutter befreundet waren, und die sie in den letzten Tagen öfters in der Wohnung gesehen hatte, wo sie in Zimmer und Küche beschäftigt gewesen waren. Sie sah zu Abend in der Wohnung der Nachbarinnen, sie spielte, plauderte lange mit dem Dienstmädchen und schlief dann in dessen Armen ein.

Tief in der Nacht erwachte sie plötzlich, von einem furchtbaren Donnerschlag erschreckt, der das ganze Haus erschütterte und sich nun mit dumpfem Widerhall unter dem lauten Rauschen des Regens entfernte. Die Kleine sah verloren um sich. Wo war sie? Das war nicht ihre Wohnung, das

war nicht ihr Bett . . . Zwei- oder dreimal rief sie nach dem Dienstmädchen, dann entledigte sie sich der Decke, in die sie gewickelt war, und setzte sich auf. Sie war noch angekleidet. Sie blickte auf das nebenan stehende Bett, das noch unberührt war. Nun erkannte sie das Zimmer, in dem die beiden alten Frauen schliefen: sie war ja schon so oft hier gewesen! Sie rutschte vom Bett herunter, im Dunkel überquerte sie ein Zimmer: Die Tür stand offen, und sie trat auf den Stiegegang hinaus, wo sie vor dem Gepraßel des Regens, der auf das Dachfenster fiel, und von dem hellen Leuchten der Blitze heftig erschrak. Auch die Tür zu ihrer Wohnung war offen. Mimi trat ein und lief in das Schlafzimmer.

„Mama! Mama!“ schrie sie.

Eine der beiden alten Frauen, die am Bettchen des sterbenden Kindes standen, lief ihr entgegen, um sie an der Schwelle zurückzuhalten.

„Geh, mein Herz, geh,“ sagte sie ihr, „die Mama ist dort.“

„Didi?“ fragte dann das Kind erschrocken, als es beim schwachen Schein der Lampe das wachgelbe Gesicht des Schwesterchens erblickte.

„Ja, mein Herz . . . Gott will sie zu sich nehmen . . .“

Didi geht in den Himmel . . .“

„In den Himmel?“ . . .“

Und Mimi lief davon, ohne eine Antwort abzuwarten. Im dunklen Vorzimmer blieb sie einen Augenblick unschlüssig stehen. Durch die offene Türe hörte sie wieder auf dem Fenster der Dachlufe das furchtbare Rauschen des Regens. Sie stand in der Nähe des Fensters, und da erschellte ein neuerlicher greller Blitz den in Aufruhr befindlichen Himmel. Sie eilte weiter.

Einige Augenblicke später trat sie vor die zwei alten Frauen, die neben der sterbenden Dinuccia standen. In den Armen trug sie den Regenschirm, der größer war als sie, und sie stammelte:

„Der Schirm . . . für Didi . . . Im Himmel regnets . . .“

Berechtigte Übersetzung von Carl Georg Asperger.

Kind und Tier.

Von Siegfried von Begead.

Kind und Tier verstehen einander, auch ohne zu sprechen. Zwischen ihnen herrscht noch jene tiefe, mythische Naturverbundenheit aller lebenden Kreatur, aus der wir Menschen immer weiter herauswachsen, bis wir „erwachsen“ sind. Nur wenn wir unsere ersten Kindheits-Erinnerungen herausbeschwören und uns in jene Zeit versetzen, da die Tiere unsere besten Freunde und Spielgefährten waren, werden wir etwas von dem Geheimnis erraten, das Kind und Tier miteinander verbindet.

Einer meiner frühesten Kindheits-Eindrücke war: ich liege in meinem kleinen Gitterbett, es ist dunkel und unheimlich, ich kann nicht schlafen und drehe unruhig die Holzstäbchen, die leise quietschen. Plötzlich fühle ich, wie etwas zu mir hereinpringt, und sich schnurrend, weich und warm, an meine Seite legt. Tief beglückt schlafe ich ein. Diese Kaze soll, wie man mir erzählt hat, unzertrennlich von mir gewesen sein; selbst wenn man mich im Saal auf und ab trug ging sie immer hinter mir her. Das Tier gibt dem Kind das Gefühl der Geborgenheit: es ist nicht allein. Das kleine, ganz sich selbst überlassene Ich hat etwas, woran es sich klammern kann. Auch von einer Kaze strömt etwas Mütterliches, Beruhigendes aus.

Ich weiß, daß es sehr schlecht sein soll, Kagen bei kleinen Kindern schlafen zu lassen: es soll sogar vorkommen, daß Kagen die Gurgel der Kinder für eine Maus halten und hineinbeißen. Ob dies Annenmärchen wirklich auf Wahrheit beruht, kann ich nicht feststellen, glaube es aber nicht. Daß aber zwischen Kind und Kaze, — die doch in ihrem Wesen sehr zurückhaltend ist und im allgemeinen nicht zu persönlicher Anhänglichkeit neigt, — ein besonders inniges Verhältnis besteht, habe ich später oft erlebt. Als einmal unser damals einjähriger Junge unsere große Hauskaze sehr unfaß am Schwanz zog, daß sie laut schrie, und dafür zur Strafe in den Boxer gelegt wurde, sprang die Kaze zu ihm hinein und rief sich zärtlich an ihm, als wollte sie ihn trösten.

Wenn ich alle Tiere, die mir gute Kameraden und Schutzbesohlene waren, fortdenken müßte, wäre meine Kindheit nicht halb so reich und schön gewesen. Die innige Gemeinschaft mit den Tieren weitet das Kinderherz und weckt Gefühle der Zärtlichkeit, der Hingabe und Verantwortung, die sonst oft keine Betätigung finden und verkümmern. Wie werde ich den Augenblick vergessen, als ich, ein Rube von etwa zehn Jahren, im Walde einen Igel fand, der noch ganz weiche Stacheln hatte und der sich gar nicht zusammenrollte, als ich ihn auf meinen Arm nahm. Seine winzigen Füße und seine spitze Schnauze waren feucht und kalt, aber der Bauch war von einem zarten, ganz seibigen Fell bedeckt. Es wäre wohl für den Igel besser gewesen, wenn ich ihn im Walde gelassen hätte, aber ich konnte mich nicht von

ihm trennen, und trug ihn glücklich, mit einem Gefühl überströmender Mütterlichkeit, nach Hause. Allmählich fing ich die ganze Igelfamilie zusammen, erbaute ihr unter der Garten-Veranda einen großen, moosgepolsterten Stall, und fütterte sie mit Milch, — frisch geschossenen Spageten und Fröschen. Die Zärtlichkeit für das eine Tier ist mit Grausamkeit gegen andere verbunden.

Und damit komme ich zu einem anderen Kapitel in dem Thema: Kind und Tier, das nicht verschwiegen werden soll. Das Kind ist nicht nur zärtlich zu den Tieren, es ist auch grausam. Ich muß ehrlich gestehen, daß jene Igel-Fütterungen mit lebenden Fröschen, so sehr ich mich auch jedes Mal davor grüßelte, doch äußerst aufregend und interessant waren, und mit einer Sachlichkeit und Gründlichkeit beobachtet wurden, zu der ich heute wohl kaum fähig wäre.

Auch als der Sturm unser Storchnest herunterstürzte, und wir drei junge Störche aufziehen mußten, war der Froschfang ein beliebter Sport. Aber bei den Störchen ging es zum Glück schneller; mit einem Bissen schluckten sie die Frösche herunter, man sah sie deutlich den langen Hals hinuntergleiten. Noch im nächsten Sommer, als die Störche aus Ägypten wiedkehrten, erkannten sie uns und ließen sich von uns füttern.

Grausam waren wir auch, als wir uns ein Aquarium bauten und mit Herzklappen zusahen, wie die jungen Kaulquappen von den unheimlichen Blutekeln aufgesaugt wurden. Auch das Hineinwerfen von Fliegen in Spinnweben war eine aufregende Sache: wenn dann die dicke Spinne aus ihrem dunklen Loch hervorgerannt kam, ihr Opfer heimtückisch umwickelte und langsam aussog. Ich weiß auch, daß ich Fliegen die Flügel ausriß und sie mit Stednadeln an den Tisch bohrte. Von meinem älteren Bruder zur Rede gestellt, schämte ich mich allerdings sehr, und habe es nie wieder getan.

Diese kindliche Grausamkeit, die wir auch bei zärtlichen und liebevollen Kindern beobachten können, scheint mir einem gewissen Spieltrieb zu entspringen: das Kind ist sich seiner Rohheit garnicht bewußt. Alles geschieht in einem triebhaften, naiven, dämonischen Zustande, so wie Kagen Mäuse fangen und mit ihnen spielen. Das Kind ist grausam, wie das Tier und die Natur: in aller Unschuld. Und zugleich ist es von einer Zärtlichkeit, von einem Liebebedürfnis, von dem wir Erwachsene uns kaum eine Vorstellung machen können. Wenn unser dreijähriger Rube in den Wald kommt, will er jedes Bäumchen, jede Blume fassen und streicheln; auf ganz fremde Hunde läuft er mit ausgestreckten Armen los, um sie zu küssen, und ist fassungslos, wenn sie ihn anbellern. Schneden und Raupen sind seine besondere Begeisterung: Stundenlang kann er vor ihnen auf dem Bauch liegen und sie verzückt beobachten. Nur Spinnen erfüllen ihn mit einem tiefen Entsetzen, und wo er eine entdeckt, beruhigt er sich nicht eher, bis sie entfernt wird.

Seitdem der letzte Droschhengaul aus den Straßen der Großstadt verschwunden ist, und Hunde nur noch an Leinen und mit Maulkörben geführt werden dürfen, hat das Stadtkind fast jede Beziehung zum Tiere verloren. Mit Kanarienvögeln oder einem Papagei im Käfig ist nicht viel anzufangen. Sport, Radio-Apparate und Motorräder sind sicher sehr schöne und nützliche Dinge, aber sie können dem Kinde nie das ersetzen, was ein Tier, ein lebendiges Geschöpf seiner jungen Seele geben kann. Die moderne Jugendzucht sollte alles versuchen, das Kind wieder mit dem Tier in Berührung zu bringen, damit es nicht völlig der Natur entfremdet. Es gibt nichts Trostloseres, als ein ängstliches Stadtkind, das für einige Wochen aufs Land verschlagen, vor einer Riege oder auch vor einem Hund heulend davonläuft.

Als ich in der Stadt zur Schule ging, und weber Hunde, noch Igel, Krähen, Elstern oder Störche in die Stadtwohnung mitnehmen konnte, kaufte ich mir, zur Verzweiflung meiner Mutter, ein Paar weiße Mäuse. Ich fütterte sie mit Sonnenblumenkernen, die sie zwischen meinen Lippen hervorholten, indem sie ihre kleinen rosa Füße gegen meinen Mund stämten, sie krochen um meinen Hals, wenn ich lernte, und lag ich krank, rannten sie, zum Entsetzen des Hausarztes, in meinem Bett herum. Ich ging sogar auf der Straße mit ihnen spazieren und freute mich am Schreck älterer Damen, wenn ich sie plötzlich aus meinem Armel hervorgucken ließ. Leider vermehrten sich die weißen Mäuse so schnell und mit solcher Beharrlichkeit, daß ich sie schließlich doch auf dem Lande in Freiheit setzen mußte.

Auf die Gefahr hin, höchst unpädagogisch zu sein, möchte ich doch allen Kindern in der Stadt den heimlichen Rat geben: schafft euch weiße Mäuse an! Das Schönste auf dem Lande sind aber junge Igel!

Im Tier offenbart sich dem Kinde am unmittelbarsten das Wunder der Schöpfung, und Kinder, die nicht in Gemeinschaft und steter Berührung mit Tieren aufwachsen, sind um eine große Welt ärmer, und werden nie ein inniges, wirklich intimes Verhältnis zur Natur bekommen. Soll die Welt nicht gänzlich mechanisiert werden, und unsere Seele mit der Zeit nicht selbst zu einer Maschine erstarren, dürfen wir nicht die letzte Brücke abbrechen, die uns noch mit der lebenden Schöpfung verbindet: die Brücke vom Kind zum Tier.